

*Auf Bitten des Europa-Instituts Budapest, wo ich in den letzten 25 Jahren immer wieder Gastrecht genossen, Freundschaft und Anregung erfahren habe, übergebe ich den Kolleginnen und Kollegen gern den untenstehenden Vortrag. Ich habe ihn am 6. März 2014 zur Besiegelung meiner Aufnahme in die Ungarische Akademie der Wissenschaften gehalten – eine Mitgliedschaft, die ohne das Hinzutun der Budapester Freunde wohl nicht zustande gekommen wäre. Ich selber hatte sie jedenfalls nicht gesucht, und wiewohl ich immer noch ein wenig das aufrichtige Gefühl habe, die Ehre stehe mir nicht zu, freut mich die Auszeichnung natürlich doch.*

*Ich grüsse alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Instituts sehr herzlich, danke allen für ihr Wohlwollen und ihre Freundschaft und hoffe auf ein baldiges Wiedersehen.*

*Zürich, 12. März 2014*

*Andreas Oplatka*

## **Im Schnittpunkt von Geschichte und Literatur**

### **Miklós Bánffy: Siebenbürger Trilogie**

Herr Vorsitzender, meine Damen und Herren,

Lassen Sie mich zu Beginn sagen, dass ich nicht ganz ohne Rührung hier stehe. Nicht ohne Rührung vor der Tatsache, dass ich Mitglied einer Institution werden darf, der bereits mein Vater, Georg Oplatka, angehört hat und der auch mein Bruder, Gábor Oplatka, angehört. Besonders bewegt mich darüber hinaus, dass die von Stephan Széchenyi gegründete Akademie der Wissenschaften mich aufnimmt, hat doch Széchenyis Persönlichkeit seit meiner Kindheit nie aufgehört, mich zu faszinieren, so dass ich zuletzt auch den Versuch unternommen habe, dem edlen Grafen eine Biografie zu widmen.

Dabei – dass ich es nur gestehe – nimmt sich mein Werdegang angesichts dieser Ehrung ein wenig sonderbar aus. Ich habe anno 1968 an der Universität Zürich in Germanistik als Literaturwissenschaftler doktoriert, von da an bis Ende 2003 als Redakteur und Auslandskorrespondent der Neuen

Zürcher Zeitung gearbeitet, dann an der Universität Wien als Historiker habilitiert und bis 2010 namentlich an der deutschsprachigen Andrassy Universität in Budapest unterrichtet. Ein deutscher Kollege, der mich unlängst in Berlin bei einem Vortrag vorstellte, sagte scherzhaft, ich hätte meine wissenschaftliche Laufbahn 1968 für 35 Jahre unterbrochen. Der Spruch tönt hübsch, ist aber vielleicht insofern korrekturbedürftig, als die Neue Zürcher Zeitung ihren Mitarbeitern stets erlaubte, sie sogar dazu anhielt, sich ausserhalb des Zeitungsbetriebs im eigenen Fach wissenschaftlich weiterzubilden und zu betätigen. Nun ja, die gedruckte Presse, zumal ein Blatt wie meines in Zürich, war damals noch reich und konnte sich diesen Luxus leisten.

Wie dem auch sei – das, was ich Ihnen heute hier zu sagen habe, verleugnet jedenfalls meine berufliche Vergangenheit nicht. Ich gedenke über Geschichtsschreibung und schöne Literatur zu sprechen, über gewisse Berührungspunkte von Wissenschaft und Kunst. Auch und namentlich von der Forderung nach Sachlichkeit wird die Rede sein, in welchem Zusammenhang Hinweise auf den Journalismus naheliegen. Mein Ausgangspunkt ist also die Methodik der historischen Betrachtung und namentlich die Frage der sogenannten Objektivität. Ich streife hernach einige Antworten, mit denen Historiker, historische Schulen dieser Herausforderung begegneten, und im zweiten Teil habe ich die Absicht, über mögliche Anleihen zu sprechen, welche die Geschichtsschreibung im Bereich der Literatur machen kann. Als Beispiel im Vordergrund steht dabei Miklós Bánffys monumentale Romantrilogie „Siebenbürger Geschichte“.

Zuvorderst steht die alte Frage – sie ist bei heutiger Bildungspolitik leider vielenorts überaus aktuell –, weshalb wir uns mit der Geschichte überhaupt befassen sollen. Die Frage, wie gesagt, ist alt, und alt sind auch die Antworten: Wir pflegen das Fach, weil es Identität und Gemeinschaft stiftet, weil es zum Verständnis unserer Gegenwart beiträgt, weil wir daraus für das Hier und Jetzt Lehren ziehen können (an dieser Stelle wird mit schöner Regelmässigkeit eingewendet, besagte Lehren würden doch nie beherzigt), und wie all die altbekannten Meinungen lauten. Eine Ansicht ist eher selten, wiewohl überaus einfach: Wir befassen uns mit der Vergangenheit, weil dem Menschen, zumal dem Europäer, jenseits allen Utilitarismus der seltsame Trieb eigen ist, dass er wissen will. Dass er alle Facetten der ihn umgebenden Welt und alle Einzelheiten seiner Existenzbedingungen erforschen und kennen möchte.

Mir ist unlängst eine weitere, sehr ungewöhnliche, von mir zuvor noch nie vernommene Erklärung vor Augen gekommen: eine wahrhaft pessimistische, aber überaus griffige Formel, warum wir historische Studien treiben. Dass sie mich traf und beschäftigt, liegt wohl auch an demjenigen, der sie zu Papier gebracht hat. Sie stammt von Hanno Helbling, einem Schweizer Kollegen und Freund, der leider nicht mehr unter uns weilt und der – auf seine ganz andere Weise – auch das war, was ich zu sein versuchte: Historiker und Literat, Journalist und Übersetzer. Und dies ist seine Antwort: „Die Geschichtsschreibung ist ein Produkt der Angst.“ Das historische Bewusstsein entstehe aus dem Bestreben, „an den Wegmarken der vergehenden Zeit einen Halt zu gewinnen.“<sup>1</sup> Sprich: Angesichts der Millionen von Lichtjahren und der unvorstellbaren Unendlichkeit des Universums ist es dem Menschen ein Bedürfnis, zumindest im Rückblick auf die uns mehr oder minder zugänglichen letzten paar Jahrtausende Überblickbarkeit und Ordnung herzustellen.

„Ordnung“ heisst das Stichwort, und das ungarische Bedeutungswörterbuch definiert das Wort knapp und treffend folgendermassen: „Solcher Zustand der Gegenstände, in dem jeder den ihm gemässen oder gewohnten Platz einnimmt.“<sup>2</sup> Bemerkenswerterweise ist da von Gegenständen die Rede, das heisst von Objekten. Wir sind bei der „Objektivität“ angelangt. Bei diesem schwierigen Begriff, den zwar jedermann im Mund führt, den aber die wenigsten zu definieren verstünden. „Das ist nicht objektiv“, so der Vorwurf, dem die Historiker gelegentlich und die Presseleute Tag für Tag begegnen. „Objektivität“, machen wir uns nichts vor, wird im Mund der Kritiker fast immer schlicht mit der eigenen Meinung gleichgesetzt. Und weil die Menschen halt sehr verschieden sind, haben sie auch sehr verschiedenartige Vorstellungen davon, wo die Objekte hingehörten, damit man von Ordnung sprechen könne.

Nicht nur die Leser, auch die Schreiber, auch die Historiker sind verschieden. Sie unterscheiden sich je nach Herkunft und Erziehung, Bildung und Geschmack, Lebenserfahrungen und politischen Ansichten, um nur einige Eigenschaften zu nennen. Auch das ist eine alte Weisheit. Dass es nicht dasselbe ist, wenn zweie dasselbe tun – das Sprichwort haben uns schon die Römer hinterlassen. Verschieden sind oft auch die Standorte und damit die Perspektiven. „Wahrheit diesseits der Pyrenäen – Irrtum jenseits.“ Dieser in Frankreich oft zitierte Satz stammt nicht aus der Zeit von Napoleons Kriegen

---

<sup>1</sup> Hanno Helbling: Jahrtausendwende. Vontobel-Schrift, Zürich 1998, S. 37

<sup>2</sup> Magyar Értelmező Kéziszótár, Akadémiai Kiadó, Budapest 1972, 1157. o.

in Spanien, sondern wurde schon von Blaise Pascal formuliert. Sodann steht der Historiker selber an einem Punkt der Geschichte, der seine Erfahrungen und Ansichten beeinflusst. István Bibó hat 1948 in einer ausführlichen Studie das Habsburgerreich des späten 19. Jahrhunderts als ein auf Lüge gebautes, fortschrittfreundliches Gebilde verdammt.<sup>3</sup> Wie wohl wäre das Urteil des nach 1956 verfolgten und eingekerkerten Bibó 1990 ausgefallen? Wie hätte er über die bürgerlichen Freiheiten in der gewiss reformbedürftigen, vermutlich aber auch reformfähigen Monarchie geurteilt im Lichte der Erfahrungen mit der viereinhalb Jahrzehnte dauernden kommunistischen Herrschaft?

Doch was also bietet sich als allgemein annehmbare Definition der Objektivität an? Und ist die so oft und so leicht erhobene Forderung nach „objektiver Wahrheit“ überhaupt je erfüllbar? Die zweite Frage ist einfacher zu beantworten: Nein, sie ist unerfüllbar angesichts des oben Aufgezählten, und sie ist es nicht – und dies ist die Antwort auf die erste Frage –, weil vollkommene Objektivität die lückenlose Reproduktion des Gegenstands, des Themas, kurz, des geschilderten Objekts bedeuten müsste, etwas, das sprachliche Darstellung nicht und selbst Bild- und Filmdokumentation nur sehr bedingt zu leisten imstande sind.

Es ist ein Gemeinplatz, für die meisten aber, wenn sie darauf aufmerksam gemacht werden, ein ernüchternder Befund, dass unser Weltbild nur zum allerkleinsten Teil aus eigener, unmittelbarer Erfahrung stammt, weit überwiegend aber auf den Mitteilungen anderer beruht. Und dass diese anderen bei ihrem Stoff eine Auswahl getroffen und auch das, was uns zuletzt als Adressaten erreicht, nach ihren Vorstellungen und ihrem Geschmack gestaltet haben. Anders kann es denn auch gar nicht sein. Um zur Geschichtsschreibung zurückzukommen und ein handfestes Beispiel zu geben. Ich habe einmal von dem – von mir überaus verehrten – Domokos Kosáry, dem langjährigen Präsidenten der Akademie – den gewiss nicht nur mir gegenüber ausgesprochenen Rat vernommen: „Wer die feste Absicht hat, ein Buch zu schreiben, muss bei der Sichtung seines Stoffs immer wieder entscheiden können: Diese Einzelheit gehört dazu, jene nicht mehr. Wer zur Selbsteinschränkung dieser Art unfähig ist, wird niemals ein Buch veröffentlichen.“

---

<sup>3</sup> Eltorzult magyar alkat, zsákutcás magyar történelem. In: Bibó István összegyűjtött munkái. Európai Protestáns Magyar Szabadegyetem, Bern 1981, I. k. 255-286. o.

Nun könnte aus dem bisher Gesagten folgen, dass es Objektivität überhaupt nicht gibt, da jedermann seine eigene Sicht der Dinge hat und haben darf. Tatsächlich ist auch schon die These aufgestellt worden, jeder sei sein eigener Historiker. Und es gebe überhaupt keine Geschichte, bloss von einzelnen vertretenen subjektive Meinungen darüber. Was dann vermutlich doch ein Zirkelschluss ist, weil man zurückfragen könnte: Wenn es keine Geschichte gibt, worüber legen wir dann unsere Meinung dar?

All dem gegenüber halte ich es mit dem deutschen Historiker Thomas Nipperdey, der bei allen Vorbehalten doch zur Ehrenrettung der Objektivität auf drei Punkte hinwies: Erstens stünden doch unzählige historische Fakten fest; die Gelehrtenwelt, möge sie noch so verschiedenartig zusammengesetzt und unter sich zerstritten sein, zweifle in diesen Fällen nicht am Wahrheitsgehalt. Sodann müsse eine absolute Objektivität, wiewohl unerreichbar, als ein Ideal zumindest in den Vorstellungen existieren, da sich doch alle auf sie berufen. Dies zweitens. Und drittens: Kritik an historischen Publikationen, Diskussion unter Fachleuten, Gespräch überhaupt über wissenschaftliche Fragen und die Qualifizierung von Leistungen wäre gar nicht möglich ohne eine Norm, ohne eine Berufungsgrundlage; jeder Einwand und Verbesserungsvorschlag ziele letztlich darauf, sich der Objektivität besser anzunähern.<sup>4</sup>

Nun will ich mich in geschichtsphilosophischen Mutmassungen nicht verlieren, nicht in jenen hermeneutischen Diskussionen, welche die Fachwelt, zumal in Westeuropa, zurzeit zu einem guten Teil beherrschen. Dies ist, ich gestehe, eine mir nur schwer zugängliche Sphäre. Ihre Auswirkungen, etwa auf den Geschichtsunterricht, beobachte ich allerdings bekümmert, führt doch die schwergewichtige Beschäftigung mit der Methodik beispielsweise dazu, dass meine in ihrem Berner Gymnasium vor der Matur stehende Enkelin über strukturalistische Fragen wohl Bescheid weiss, doch von Jeanne d' Arc, Karl V. oder Bismarck noch nie gehört hat.

Gilt es, eigene Vorbilder zu benennen, so würde ich meinerseits Golo Mann nennen, der freilich in den siebziger und achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts manchen polemisch geführten Kampf gegen die dominierende gesellschafts- und namentlich sozialwissenschaftlich eingebettete Beschäftigung mit der Geschichte bestehen musste. Golo Mann hielt einsam dafür, dass die Geschichte der Theorie nicht bedürfe, ja dass die Theorie und

---

<sup>4</sup> Thomas Nipperdey: Kann Geschichte objektiv sein? C. H. Beck, München 2013, S. 62-83.

die Modelle, die alles auf einen Nenner bringen wollen, die lebendige Vielfalt der vergangenen Welten unstatthaft einengen. Und er war der Ansicht, dass die erzählende Geschichtsschreibung eine auf der Grundlage von Sachwissen geübte Kunst sei. Dazu, so meinte er, brauche es nicht mehr als Kenntnis der Quellen, Einfühlungsvermögen und Darstellungsgabe.<sup>5</sup>

Das war damals eine konservative Ketzerei und ist es zum Teil auch heute noch. Und doch ist Golo Manns 1971 erschienene Wallenstein-Biographie eines der nicht sehr zahlreichen deutschsprachigen Meisterwerke der Geschichtsschreibung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, eines zumal, das mit seiner sprachlichen Brillanz Abertausende von Lesern in seinen Bann gezogen und in vielen eine zuvor wohl nie empfundene Liebe zur Geschichte geweckt hat. – Und nun erlauben Sie mir dazu von ungarischer Warte eine kleine Nebenbemerkung. Dieses Urteil über Golo Manns Werk gilt auch dann, wenn sich im „Wallenstein“ ein zwar nur kurzes, aber stark verzeichnetes Porträt Gábor Bethlens findet. Das, so scheint mir, hat *auch* damit zu tun, dass ungarische historische Fachliteratur in fremder Sprache damals in weit ungenügendem Ausmass greifbar war und es trotz allen Fortschritten leider immer noch ist.

Und nun zum letzten Mal noch ein Wort über die Sachlichkeit. Der bereits zitierte Thomas Nipperdey und mit ihm viele sind also der Ansicht, dass volle Objektivität nicht möglich sei, es aber sehr wohl ein mehr oder minder ausgeprägtes *Streben* nach Objektivität gebe. Man möge auch die andere Seite anhören, sagten die Römer, aber ihre Mahnung zur Gerechtigkeit bezog sich lediglich auf zwei Streitparteien. Eine Kleinigkeit, wenn man mit dem Historiker vergleicht, dessen Themen in der Regel unzählige Facetten aufweisen, ja eine Kleinigkeit selbst im Vergleich mit dem Journalisten, der auf knappem Raum Sachverhalte schildern muss, die man gewöhnlich so oder so oder noch anders sehen kann. Nach Objektivität streben heisst somit soviel, dass man das voll nicht erfassbare und reproduzierbare Objekt – sei es nun das Zeitalter Josephs II. oder die Parlamentssitzung von gestern – zumindest von möglichst vielen Seiten in möglichst vielen Perspektiven zu schildern und vorzustellen sucht. Was natürlich auch die Frage aufwirft, mit wie vielen, einander womöglich widersprechenden Wahrheiten wir zu tun haben.

---

<sup>5</sup> Urs Bitterli: Golo Mann, Instanz und Aussenseiter. Kindler, Berlin 2004, S. 269-284.

Nebenbei gesagt: Die radikal einseitige Darstellung und Meinung, die nur eine Wahrheit kennt und gelten lässt, verfängt besser. Sie ist interessanter und leuchtet leichter ein. Das vorsichtige Abwägen im Stil des Einerseits-andererseits verlängert dagegen den Text und steht stets in Gefahr, Langeweile zu erzeugen.

Widmete sich die Geschichtsschreibung ursprünglich der Ereignis- und namentlich der Kriegsgeschichte, so ist die Palette der Gattungen innerhalb des Fachs mittlerweile schier unüberblickbar breit geworden. Massgeblich hierfür waren und sind das Interesse des Einzelnen für Spezialgebiete und für spezielle Methoden der Forschung.

Das ergibt eine Vielfalt der Perspektiven, und es ist gut so. Um es mit dem biblischen Wort zu sagen: Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen. Profan aber sei hinzugefügt: Es ist gut so, solange sich keiner der Mitwohnenden zum allein berechtigten Hausbesitzers aufwirft, will heißen, sich wie der liebe Gott selber vorkommt und die anderen wissen lässt, dass er sie für minderwertig hält, zu verjagen gedenkt oder allenfalls gerade nur zur Not toleriert.

Die Tendenz, über die ich im folgenden sprechen will, ist ebenfalls in letzter Zeit aufgekommen, und sie ist, wie mir scheint, im Begriffe zu erstarken: der Versuch, bei der Geschichtsschreibung auch auf die schöne Literatur als Zeugnis einer bestimmten Zeit zurückzugreifen. Historisch Gewesenes kann nur deskriptiv in die Gegenwart geholt werden, und die Literatur, *auch* die Literatur bietet diese Möglichkeit an. Ich meine, versteht sich, in erster Linie den historischen Roman. Freilich habe ich nicht jene Gattung im Sinn, deren Verfasser aus der Distanz von mehreren Jahrzehnten oder gar Jahrhunderten historische Figuren zu den Helden ihrer Werke machen, sich in sie versetzen und sie willkürlich mit ihren Gedanken und Vorstellungen ausstatten. Im Stil etwa von Miklós Surányis Széchenyi-Roman, in dem es von Sätzen solcher Art wimmelt: „Graf Stephan schüttelte es vor Abscheu und Bitterkeit, im nächsten Augenblick hielt er die Annahme schon für Gewissheit, und plötzlich begann ihn Gewissensbisse zu quälen“<sup>6</sup> – und so weiter.

Als Zeitzeugnis meine ich nicht einmal so gewichtige klassische Werke wie Tolstois „Krieg und Frieden“. Denn der Schöpfer des 1869 erschienenen gewaltigen Romans war eine Generation jünger als die Gestalten, mit denen

---

<sup>6</sup> Surányi Miklós: Egyedül vagyunk. Singer és Wolfner, Budapest 1941, Bd. II. S. 47

er seine Bühne in der Zeit des Zaren Alexander I. bevölkerte. Im Sinn habe ich vielmehr von Zeitzeugen mit historischem Anspruch verfasste Literatur. Beispielsweise Miklós Bánffys „Siebenbürger Geschichte“. Von diesem Romanwerk soll nun die Rede sein. Die Frage, die dabei nach dem bisher Gesagten im Vordergrund steht, muss selbstredend so lauten: Was leistet die Literatur, das die Geschichtsschreibung nicht oder nur ansatzweise zu leisten vermag?

Nehmen wir Biographisches vorweg. Graf Miklós Bánffy hat die einzelnen Bände seiner Siebenbürger Trilogie 1934, 1937 und 1940 veröffentlicht. Der Roman selber beginnt indessen im Frühherbst 1904, enthält allerdings gleich zu Beginn einen Rückblick auf das politische Geschehen in der ersten Hälfte des gleichen Jahres, und er endet im Spätsommer 1914 in den Tagen des Kriegsbeginns; er umfasst mithin das letzte in Frieden verbrachte Jahrzehnt der k. und k. Monarchie. Auch Bánffy hat also seinen Roman aus der Retrospektive von gut dreissig Jahren niedergeschrieben.

Der Unterschied beispielsweise gegenüber Tolstoi besteht indessen darin, dass der 1828 geborene Russe Napoleons Feldzug in seiner Heimat nur noch aus den Erzählungen seiner Eltern und allgemein aus den Erinnerungen der vorangehenden Generation kannte. Bánffy dagegen, am 30. Dezember 1873 in Klausenburg geboren, hatte die von ihm später geschilderten Ereignisse nach der Jahrhundertwende schon als erwachsener Mann selber erlebt. Und mehr als das. Der Name Bánffy galt als eine Verpflichtung. Sein Träger, das verstand sich von selbst, hatte sich nach einem juristischen Studium dem Staatsdienst zu widmen und an der Politik teilzunehmen. Miklós Bánffy, gleich dreifach – als Dichter, Maler und Musiker – überbegabt, zögerte ein Leben lang zwischen der Politik und der Kunst. In jungen Jahren war er weit überwiegend Politiker, und der Schriftsteller hatte das in der Folge nicht zu bereuen. Als liberaler, später parteiloser Abgeordneter im Parlament und von 1906 an insbesondere als Obergespan des Komitats Kolozs gewann er jene Einblicke, ohne die die hier zur Debatte stehende Romantrilogie undenkbar wäre.

Hintergründe und Niederungen der Landespolitik, Machenschaften und Winkelzüge der kleinen Provinzpotentaten, der eine oder andere rechtschaffene Beamte und nicht wenige korrupte Amtsinhaber, die schwierigen, verwickelten, spannungsbeladenen Verhältnisse des von drei Volksgruppen, Ungarn, Rumänen und Sachsen, bewohnten Siebenbürgen, dieser Erfahrungsschatz gehört als eine Komponente massgeblich zur



Substanz von Bánffys Werk. Was Bánffy später alles werden sollte – in Ungarn Operndirektor und Aussenminister, in Siebenbürgen Mäzen der ungarischen Literatur und Superintendent der protestantischen Kirche – kurz, seine bis zuletzt unermüdliche Teilnahme am öffentlichen Leben trug zu seiner Erkenntnis bei, dass das Ungarn der Zwischenkriegszeit im Begriffe war, die gleichen Fehler zu wiederholen wie sie vor 1914 begangen worden waren. Er hielt dies in seinen Memoiren fest, und aus diesem Geist und dieser Sorge entstand in den dreissiger Jahren sein Spätwerk, die Siebenbürger Trilogie.

Gewiss, die Handlung des monumentalen Romans beruht auf Fiktion; sein Autor erzählt von menschlichen Schicksalen, von Streben und Scheitern, von Liebe und Tod. Inwiefern seine Figuren ihre für die Zeitgenossen mehr oder minder erkennbaren realen Vorbilder hatten, braucht uns hier nicht zu beschäftigen. Wichtiger in unserem Zusammenhang ist, dass Bánffy das Leben und die Taten seiner Gestalten sehr bewusst im Rahmen einer politisch-historischen Chronik darstellt und das Geschehen vor dem Hintergrund eines gewaltigen Panoramabilds der zeitgenössischen ungarischen Gesellschaft abrollen lässt. Seine Daten und Angaben über die politischen Ereignisse sind beinahe immer korrekt, was insofern nicht überrascht, als nachweisbar ist, dass er sich bei der Arbeit am Roman an historische Werke, namentlich an Gustav Gratz' "Das Zeitalter des Dualismus" hielt.<sup>7</sup>

Kein Missverständnis soll aufkommen: Was Bánffys Werk auch für die Geschichtsschreibung nützlich macht, ist nicht die Tatsache, dass er in den Roman historische Zusammenhänge einarbeitet. Wollen wir über letztere Bescheid wissen, dann ist es schon einfacher, Gustav Gratz und andere Historiker direkt zu lesen. Es geht um anderes. Wenn ich mich für einmal mit einer Wendung der Ökonomen ausdrücken darf: Der Mehrwert der Siebenbürger Trilogie besteht darin, dass ihr Autor uns sehr detailliert und glaubwürdig auch das Milieu vorführt, die Welt, in der sich besagte Ereignisse abspielten. Seltsamerweise macht dies auch den literarischen Wert des Werks aus. Um dies mit einem Vergleich zu sagen: Bánffy hat 1927, kurz nachdem er von Budapest nach Siebenbürgen zurückgekehrt war, einen

---

<sup>7</sup> Példa: Gratz Gusztáv: A dualizmus kora. Akadémiai Kiadó reprint sorozat, Budapest 1992. II. k. 253-254. o. A továbbiakban: Gratz.  
Bánffy Miklós: Erdélyi történet. Balassi kiadó, Budapest; Polis könyvkiadó, Kolozsvár 2006. 891-893. o. A továbbiakban: Bánffy.

kürzeren Roman „Vom Morgen bis zum Abend“ veröffentlicht. Auch darin erzählt er von verwickelten menschlichen Verhältnissen, von Liebe, Eifersucht, Intrige und Tod. Warum bleibt dieses Buch weit unter dem Niveau der Siebenbürger Trilogie? Weil Bánffy den Schauplatz nach Deutschland, genauer nach Bayern, verlegt und weil die dortige, ihm unvergleichlich weniger vertraute gesellschaftliche Wirklichkeit als Farbe und Hintergrund der von ihm erzählten Begebenheiten praktisch überhaupt nicht erscheint.

Was also geht aus Bánffys grossem Roman hervor, das wir nützen können, wenn wir nicht nur wissen wollen, welche Ereignisse sich abgespielt haben, sondern auch begreifen möchten, weshalb dies und jenes so und nicht anders gekommen ist? Erstens, so meine ich, rückt Bánffy unser gängiges Bild von Siebenbürgen zurecht. Nicht nur landläufige Nostalgiker, deren Gefühle sich vorab aus dem Schmerz über den Verlust dieses Landesteils nähren, sondern auch manche, die sich für Kenner Siebenbürgens und seiner Geschichte halten, dürften aus der Lektüre Bánffys mit einiger Überraschung erfahren, dass das Verhältnis zwischen der Region im östlichen Karpatenbogen und dem ungarischen Kernland zumindest zu der Zeit, da der Roman spielt, distanziert und selbst von Spannungen nicht frei war. Die Siebenbürger Magyaren waren der Meinung, ihre engere Heimat werde von der Zentralmacht vernachlässigt und wirtschaftlich ausgebeutet, und jene, die im fernen Budapest über die Nationalitätenprobleme sprachen, verstünden nichts von der Siebenbürger Realität.<sup>8</sup>

Auf eine für uns Heutigen verblüffende Art geht sodann aus Bánffys Roman hervor, wie sehr in Siebenbürgen selbst zu Beginn des 20. Jahrhunderts das Bewusstsein der historischen Sonderstellung noch lebendig war, die Erinnerung an die einstige Eigenständigkeit des Landes. Ungarn, das Mutterland, wird in den Gesprächen gleichsam als eine andere staatliche Entität bezeichnet, und genau unterschieden, wer woher stammt. Kühl etwa begegnet man der Hauptfigur des Romans, dem jungen Grafen Abády, weil er, wiewohl ein geborener Siebenbürger, lange ausserhalb dieses Landes gelebt hat: „Für jemanden aus Ungarn ist das natürlich etwas anderes.“<sup>9</sup> Und umgekehrt gilt, dass die in Ungarn eingesessene Aristokratie auf die Siebenbürger hinabschaut, wie das in Budapest selbst eine angeheiratete Fürstin erfahren muss: „Die einheimischen Damen behandelten sie sehr von oben herab. Die Bösertigeren unter ihnen liessen manchmal auch

---

<sup>8</sup> Bánffy, 794-797. o.

<sup>9</sup> Bánffy, 19. o.

Anspielungen auf ihre Siebenbürger Herkunft fallen: „Dort gibt es Bären, nicht wahr? Gibt es dort auch etwas anderes? Wirklich?“<sup>10</sup>

Mit dieser Griffigkeit bringt uns zeitgenössische Mentalitäten nur die Literatur näher, weil sie die Mittel und sogar die Aufgabe hat, ihre Figuren, welche die damalige Welt bevölkerten, aus nächster Nähe zu schildern. Gleiches gilt für das grosse, al fresco gemalte Bild der Gesellschaft. Bánffy wurde zum Vorwurf gemacht, dass er sich in der Siebenbürger Trilogie beinahe ausschliesslich mit der Aristokratie und allenfalls noch mit dem im Staatsdienst stehenden Kleinadel und dem Bauernstand befasst habe, Bürger und Arbeiter in seinem Roman aber kaum vorkämen. Die Beobachtung ist richtig, der Einwand dagegen fehlt am Platze. Zum einen besteht der Hochadel ebenso aus Menschen mit ihren Freuden, Nöten und Gebrechlichkeiten wie andere Teile der Gesellschaft. Und zum anderen schrieb Bánffy, und dies lag für ihn wörtlich nahe, über die ihm vertraute eigene Klasse. Vom literarischen wie vom historischen Standpunkt muss man sogar von einem Glücksfall reden. Manche – Joseph Roth und Robert Musil, Jaroslav Hasek und Miroslav Krlža – haben Werke über den Niedergang der österreichisch-ungarischen Monarchie geschrieben. Keiner von ihnen hatte aber Einblick in jene hocharistokratische Klasse, die, ob sie die Aufgabe wahrnahm oder ihr auswich, die politisch führende Schicht des Doppelreichs war und darum mit ihrem Handeln für dessen Zerfall die Hauptverantwortung trug. Keiner nahm sich des Themas an, keiner konnte es tun – mit der einen Ausnahme von Miklós Bánffy. Dass er als Zeitzeuge aus innerer Kenntnis die breit dargelegte sozialpsychologische Analyse seines Standes und allgemein der ungarischen politischen Klasse lieferte, ist ein einzigartiger Glücksfall.

Das von Bánffy vorgelegte Porträt ist nicht schmeichelhaft, aber wohl zutreffend. Von Arbeit, zumal von regelmässiger Arbeit ist wenig die Rede. Da gibt es die Besitzer riesiger Vermögen, die tags schlafen und ihr Leben nachts im Spielcasino verbringen, wo am Ende von Kartenschlachten, wenn der Morgen graut, manchmal ganze Existenzen vernichtet sind. Da gibt es jene, die ausser der Jagd keine andere Beschäftigung und auch kein anderes Interesse kennen, und für viele erschöpft sich die Tätigkeit in der Teilnahme an Bällen und festlichen Banketten, im Besuch von Pferderennen, im Austragen läppischer, aber streng nach Ehrenkodex-Regeln inszenierter Duelle sowie in mehr oder minder flüchtigen Frauenaffären und gesellschaftlichen Intrigen. Ansonsten aber stehen sie ein Leben lang

---

<sup>10</sup> Bánffy, 265. o.

praktisch ausserhalb der Realität des Landes, und dessen Schicksal kümmert sie denn auch wenig.

Nicht alle sind so. Manchen, doch sie sind Ausnahmerecheinungen, bescheinigt Bánffy Bildung, Würde und eine höhere Sicht der Dinge. An diesen Figuren wird deutlich, wo der Aristokrat Miklós Bánffy selber stand, und worin er die Funktion und die fortgesetzte Berechtigung des Hochadels gern gesehen hätte: „Ein wahrer, typischer Vertreter der Dynastien, die, während Jahrhunderten in der Nähe des Hofes, seit dem Ende der Türkenkriege in der Gestaltung von Ungarns Schicksal eine bedeutende Rolle spielten, unsere Angelegenheiten aus europäischem Blickwinkel beurteilten und uns westliche Kultur vermittelten, dabei aber Ungarn blieben wie Ferenc Széchenyi, György Festetics und die Esterházy.“<sup>11</sup>

Und dann die politische Klasse. Sie reicht von den Budapester Parteizentren und Parlamentsfraktionen bis zu den Beamten in der Verwaltung entlegener Provinzen und von Aristokraten über den grundbesitzenden Adel und über vereinzelte Vertreter des Grossbürgertums bis zum mittellosen Kleinadligen im Dienst der Komitate. Bánffys Meinung über diese Männer ist niederschmetternd; als fast einzige Ausnahme nennt er István Tisza, dem er allerdings eine beinahe schon heroisierende Anerkennung zollt. In der Hauptsache macht er den Politikern, namentlich den im Parlament sitzenden „Landesvätern“, und zwar sowohl den 48-ern als auch den 67-ern, zwei scharfe Vorwürfe, einen besonderen und einen allgemeinen. Sie hätten, so lautet der erste, bei dem Bánffy wieder einmal mit Gusztav Gratz einig geht,<sup>12</sup> mit langwierigen, kleinlichen nationalen Forderungen und endlosen Zwistigkeiten die Modernisierung der Armee verhindert und seien damit verantwortlich für die militärische Schwäche der Monarchie im Ersten Weltkrieg. Und der zweite Vorwurf: Ungarns Politiker hätten alle Herausforderungen, denen sie sich gegenübersehen, mit Vorliebe durch nationalistische Parolen beantwortet und den eigenen Verbalismus mit der Erarbeitung von Lösungen verwechselt.

Einen weiteren Vorwurf macht Bánffy nicht nur den politisch Tätigen, sondern der gesamten Gesellschaft, den Intellektuellen des Landes ebenso wie der Presse: ihr mangelndes Interesse, ja ihre Blindheit dafür, was ausserhalb der Grenzen des Landes vor sich geht. Mit einigem milden Verständnis weist er

---

<sup>11</sup> Bánffy, 566. o.

<sup>12</sup> Gratz II. 117-120. o.

allerdings auch darauf hin, dass die Menschen, von ihren täglichen Sorgen absorbiert, die Zeit und die geistige Energie kaum dazu aufbrachten, auch das Geschehen im Ausland zu verfolgen. So nahmen sie die zunehmende Bedrohung, den sich allmählich um die Zentralmächte schliessenden Ring der Entente, nicht wahr.

Die aus Bánffys Werk herauslesbaren historischen Fakten sind nicht neu, sie verursachen keine Überraschung. Zur differenzierten Kenntnis der von ihm geschilderten Zeit mag aber das von ihm entworfene Panorama zweierlei beitragen. Mit einer Eindringlichkeit und Ausführlichkeit, für welche die Geschichtsschreibung weder über die Mittel noch über den Raum verfügt, zeigt uns seine breite, epische Schilderung das Bild einer Gesellschaft, die sich in vollkommener Sicherheit wiegt. Es ist das Bild einer Nation, welcher der Ausgleich von 1867 eine besonders starke Stellung verliehen hat und deren Elite sich deshalb selbstgerecht überschätzt. Und die deshalb glaubt, sowohl gegen soziale und national motivierte Gefahren im Inland als auch gegen die aussenpolitische Bedrohung gefeit zu sein, ja letztere sogar ignorieren zu dürfen. Um es auf einen kurzen Nenner zu bringen: Bánffy weiss nicht mehr, sondern bestimmt bedeutend weniger als die Spezialisten der vorletzten Jahrhundertewende unter den Historikern. Die literarische Gattung befähigt ihn aber auf einzigartige Weise dazu, die *Stimmung* einer Epoche einzufangen und sie uns zu vermitteln.

Sodann verschafft uns Bánffy, verschafft uns allgemein Literatur ähnlicher Art Zugang zu den Menschen einer vergangenen Zeit. Jeder Historiker kennt die Grundregel (Politiker kennen sie leider oft nicht), dass man sich bei der Berufung auf die Geschichte aufs sorgfältigste davor hüten muss, Werte, Vorstellungen und Denkmuster unserer Gegenwart auf frühere Epochen zurückzuprojizieren. Zugleich weiss jeder Historiker, wie viel ständige Selbstüberwachung und Selbstdisziplin es verlangt, dieser Forderung nachzuleben. Dies zumal dann, wenn uns heute noch scheinen will, wir hätten mit einem Thema zu tun, das beinahe noch in die jüngste, uns naheliegende Vergangenheit gehöre; in der Tat, noch gibt es viele unter uns, für welche die vorletzte Jahrhundertewende als die Zeit unserer Grossväter gilt. Und doch ist die Wandlung gewaltig, doch handelte es sich damals offensichtlich um Mentalitäten, in die sich einzufühlen uns Heutigen in manchem schwerfällt. Bánffy hilft uns, die Menschen jener Zeit ein wenig besser zu begreifen.

Schliesslich eine wohl fällige Einschränkung. Bánffys Roman, und vorab jene Teile, in denen der Autor mit historischem Anspruch auftritt, müssen ebenso der Quellenkritik unterliegen wie jedes andere Zeitzeugnis. Wenn Bánffy etwa am Ende seines Werks den Ausbruch des Ersten Weltkriegs schildert und István Tisza von jeder Verantwortung freispricht, ja sogar behauptet, Tisza sei bis zuletzt ein Gegner des Kriegs gewesen, er habe deswegen als Ministerpräsident seine Demission eingereicht, sein Amt einzig auf inständige Bitten König Franz Josephs behalten und damit als Opfer bis zuletzt stumm das Odium der persönlichen Kriegsschuld auf sich genommen, bei solchen Ausführungen müssen wir auf die anders lautenden, mittlerweile wohlbekanntenen Fakten verweisen.<sup>13</sup> Seltsam übrigens, dass dort, wo Bánffy der historische Überblick entgleitet, auch die literarische Qualität seines Werks leidet.

Zuletzt, allgemein gesagt: ich rede das Wort nicht einer neuen historischen Betrachtungsweise oder gar einer „neuen Schule“. So hoch habe ich es nicht im Kopf. Ich plädiere aber – auch unter Berufung auf die so oft beschworene Interdisziplinarität – dafür, bei der Gestaltung geschichtswissenschaftlicher Darstellungen auch in die uns von damaligen Zeitzeugen hinterlassene schöne Literatur den einen oder anderen Blick zu tun und ihr damit möglicherweise eine weitere Sicht des Objekts abzugewinnen.

Um dies noch einmal mit einigen Beispielen, ungarischen wie fremden, zu belegen: Unsere historischen Fachkenntnisse in Ehren. Unsere Auffassung vom ausgehenden 19. Jahrhundert wäre aber um einige Nuancen ärmer ohne das uns von Mikszáth vermittelte Bild der Gentry. Uns würden, liessen wir Bánffys Porträt der Aristokratie unbeachtet, einige Schattierungen fehlen bei der Betrachtung der Zeit unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg. Ähnliches, auf Frankreich bezogen, gilt für Roger Martin du Gards Roman „Les Thibaut“, ein gewaltiges episches Werk, das – äusserlich wie innerlich – einige Parallelen zu Bánffys Trilogie aufweist: Grosse Teile der „Thibaud“ sind in den dreissiger Jahren entstanden, und auch Roger Martin du Gard nimmt einen Rückblick auf die Jahrhundertwende vor. Im Spiegel des Schicksals von Familien – freilich nicht Aristokraten, sondern Grossbürgern – beleuchtet er die geistigen und politischen Strömungen in der französischen Gesellschaft und den zur Weltkriegskatastrophe führenden Weg.

---

<sup>13</sup> Bánffy, 977. o. Zu Tiszas ursprünglicher Ablehnung des Kriegs und zur Änderung seiner Haltung beispielsweise: Vermes Gábor: Tisza István. Századvég, Budapest 1994, 243-259. o.

Auf gleiche Weise wie in den Fällen Mikszáth und Bánffy wüssten wir ohne Zsigmond Móricz weniger über die Zwischenkriegszeit in Ungarn und weniger über Deutschland im Krieg und in der Nachkriegszeit ohne das Werk Heinrich Bölls. Hätten wir nicht Milan Kunderas Roman „Der Scherz“, verstünden wir minder gut, wieso nach 1945 ein nicht unbedeutender Teil namentlich der Jugend in den mitteleuropäischen Ländern sich die kommunistische Verheissung mit Freude und Zuversicht zu eigen machte und warum im Verlauf der Jahre die einst Begeisterten zu ernüchterten und erbitterten Gegnern des Systems wurden. Und um wieder ein einheimisches Beispiel zu wählen: Ein Roman wie Erzsébet Galgóczi „Fischotter-Falle“ trägt manches zum verfeinerten Verständnis der stalinistischen Zeit bei. Belesene Leute, kein Zweifel, werden mit Leichtigkeit unzählige weitere Titel nennen.

Am Ende noch ein kurzes, hoffentlich nicht zu pathetisches Wort. Wozu all das? Was soll, so liesse sich einwenden, die mit vielen Worten betriebene Pedanterie, zumal in einer Zeit, in welcher der historische Sinn und das Ansehen der Geschichtswissenschaft nicht gerade hoch im Kurs stehen. Die Erwiderung, hier schon einmal erwähnt, ist lapidar genug: Weil wir wissen wollen. Weil jede Humanwissenschaft und vielleicht nicht nur die Humanwissenschaft eine möglichst genaue Antwort sucht auf die einfach tönende und doch so schwierige Frage: Was ist der Mensch?

Ich bedanke mich für Ihre Aufmerksamkeit und dafür, dass Sie mir mit Ihrer Anwesenheit die Ehre erwiesen haben.